

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 19 (1929)

Heft: 11

Artikel: Die Diagnosen des Dr. Zimmertür [Fortsetzung]

Autor: Heller, Frank

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636885>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Visionen.

Kleinstadt.

Eine Sonne, die am Himmel hängt, leichtsinnig und golden, und das Firmament blau, so blau wie der See des Vergessens. — Der Brunnen auf dem Platz vor dem Rathaus plätschert leise, und die sehr alte Kirchenuhr schlägt schlaftrig drei Uhr. Nur einmal ist das Städtchen erwacht, das war im dreißigjährigen Krieg, und noch jetzt zeigt der Rathauswächter mit Stolz die Kanonenkugel, die durchs Dach des Rathauses fiel, jedoch ohne Schaden anzurichten. Sehr wahrscheinlich war der Explosionsstoff naß geworden. Tatsache ist, daß die Kanonenkugel da ist. — Die Sonne malt goldene Kringel auf Türen und Posten, und von ferne her klingt es wie leises goldenes Mädelchenlachen. Wohlbehagen und Philisterhaftigkeit strömt aus jedem Winkel und Ecken. Ich betrachte das Städtchen vom Rosenhügel, und meine Gedanken wandern zurück weit weit, und mich überkommt es wie Sehnsucht nach Ruhe, nach Friede, und ach (ich muß beinahe lachen, oder soll ich mich schämen?) nach ein bisschen Philisterhaftigkeit. Aber es kann nicht sein, es darf nicht sein, und ich will nicht, das Leben ist zum erleben da, nicht um sich zu verkriechen, und dann wenn man denkt, am Ende was dann? Ja das Gleiche wie überall, man wird auch begraben, und man wird gerühmt (was man vorher nie wurde, Sie wissen ja der liebe Nächste),

man war ein unendlich guter Mensch, hatte Verständnis für alle ic. R. I. P. Kleinstadt!

Großstadt.

Lärm, Dröhnen, Surren, gehetzte Menschen, bleiche Gesichter, Untergrund-Hochbahn, Qualm Rauch, glänzende Geschäfte, Paläste, Theater, Kino, elende Wohnungen, Leben von früh bis spät. Leute, die zur Arbeit eilen, Nichtstuer, elegante und andere, alte Leute, junge Leute, viele fragende Augen, warum? Keine Zeit um zu philosophieren, weiter, Geld, Geld, Triebader des Lebens in der Großstadt. — Taschendiebe, Dirnen, beide auf Beute lauernd, herrenlose Hunde, schmutzige Kinder, Polizisten die Arme hochwerfend, den Verkehr regelnd. Autos, die lautlos vorbeihuschen, Eleganz, Reichtum neben viel Armut und großem Elend. Hier und da sieht man stille Gelehrtenköpfe, sie verschwinden unter der Menge. Hier ein gellender Zeitungsverkäufer, dort ein Krüppel aus seiner Notdürftigkeit Kapital schlagent, und über allem ein bleicher grauer Himmel. Am Abend ist die Großstadt beleuchtet wie im Märchen, der Asphalt glitzert, nie wird sie ruhig, die Brust des großen Tieres Großstadt. — Manchmal streckt sich das Tier, dann birst eine Gasleitung, oder ein Haus stürzt ein, wehflagende Männer verrötheln unter Trümmern, schon sind andere da, räumen sie weg, bauen wieder auf. Weiter, weiter, keine Rast, keine Ruh. — Großstadt. P. K.

Frank Heller: Die Diagnosen des Dr. Zimmertür. Detektivgeschichten.

Deutsch von Marie Franzos. — Copyright by Grethlein & Co., Zürich.

Pang! platzte eine Ohrfeige auf seiner rechten Wange. Und ehe er noch die linke darbieten konnte, sauste eine neue Ohrfeige auf diese herab — pang! Es waren keine heftigen Ohrfeigen, aber sie hatten denselben Effekt, den ein leiser Aufruf auf einen Schlafwandler ausübt. Der Antiquitätenhändler starrte seinen Gegner, dem er physisch überlegen war, aus schlaftrunkenen Augen an, zwinkerte ein paarmal mit den Augenlidern und brach dann plötzlich in lautes Schluchzen aus. Der Doktor ging zu einem Wand-schrank, nahm eine geschliffene Karaffa heraus und kreuzte Herrn Heuweling ein Gläschen.

„Ich hatte die Diagnose auf frankhaftes Mistrauen und Neigung zu Zwangsvorstellungen gestellt“, sagte er. „Sollten Sie auch an Verfolgungswahn leiden? Was soll das sonst heißen, daß Sie hier eindringen und mir ehrenrührige Insinuationen ins Gesicht schleudern?“

Herr Heuweling nippte an seinem Kognak und reichte ihm einen Brief.

„Das hier“, schluchzte er, „das hier kam heute in aller Frühe, und ich lief ins Hotel — und der Generaldirektor war abgereist — und ich lief zu meinem Freund Koolhoven — aber da waren sie nicht gewesen — und zu meinem Freund Cruppening — da waren sie auch nicht gewesen — und sie lachten mich aus — und dann kam ich zu Ihnen —“

Er schlürfte den Kognak, der von seinen Tränen leicht gefärbt wurde. Dr. Zimmertür nahm den Brief. Er war aus Paris. Das Kuvert zeigte die Firma eines anderen Antiquitätenhändlers und die Worte „Privat, unter Discretion“ in großen Buchstaben. Er las:

Lieber Freund und Kollege!

Ich habe Deinen Brief von voriger Woche, betreffend die Möglichkeit, Florentinische Doppelstudi aus der Zeit Savonarolas zu beschaffen, richtig erhalten. Ich kann Dir sofort sagen, daß die Aussichten, diese Münzen aufzutreiben, sehr gering sind. Wie du sicherlich weißt, existieren kaum mehr als zwölf bis fünfzehn Exemplare in allen Museen und Sammlungen der Welt. Die letzte Notierung ist auch achtzehnhundert Gulden in holländischem Gelde.

Deine Frage hat mich jedoch Deinetwegen sehr unruhigt, nicht ohne Grund.

7

Vor kurzer Zeit hatte ich in meinem Geschäft den Besuch eines distinguierten Herrn, der einige Kleinigkeiten kaufte — ich glaube für dreihundert Franks — und dann dieselbe Frage stellte, die Du in Deinem Brief an mich gerichtet hast — ob ich ihm einen Florentinischen Doppelstudi aus der Zeit Savonarolas verschaffen könne. Ich verneinte und gab ihm dieselben Auskünfte, die ich soeben Dir, lieber Freund und Kollege, gegeben habe. Er nickte, wie um zu sagen, daß er sich nichts anderes erwartet hatte, aber bat mich, mir „für alle Fälle“ seinen Namen aufzuschreiben: Generaldirektor Sebastian Hallman, Stockholm, und seine Adresse: Hotel Continental. Konnte ich eine solche Münze aufstreben, so war er bereit, zweitausend Gulden in Deiner Währung und auch mehr zu bezahlen.

Zwei Tage darauf bekam ich den Besuch eines sehr gutgekleideten jungen Mannes, der mich um eine vertrauliche Unterredung ersuchte. Er stellte sich als Marquis de San Marciano aus Florenz vor. Er gab zu verstehen, daß er nicht so gut situirt war, wie er wünschte. Er hatte Verluste im Spiel gehabt und war augenblicklich so schlecht daran, daß er einen Teil seiner Familienkleinodien veräußern mußte. Unter diesen befand sich eine kleine Kollektion Doppelstudi aus der Zeit Savonarolas. Der Zweck seines Besuches war kurz und gut, sie zum Kauf anzubieten. Was den Preis betraf, so war er bereit, sich mit einer Summe zu begnügen, die fünfundzehnhundert Gulden pro Stück entsprach. Aber vor allem verlangte er Diskretion!

Du kannst Dir sicherlich denken, lieber Freund und Kollege, daß ich auf dieses Angebot nicht nein sagte, und auch, daß ich mir vornahm, die „Ware“ des Marquis nicht einmal, sondern x-mal zu prüfen, bevor ich sie kaufte. Er kam am nächsten Tag damit, und durch mehrere Stunden unterzog ich die Münzen — er hatte sechs zu offerieren — all den Prüfungen, die einem Mann unseres Berufes zur Verfügung stehen. Aber ich konnte keinen Fehler entdecken. Das Gewicht war richtig, die Prägung ebenfalls, die Münzen waren an den Rändern so abgewetzt, wie sie nach vier Jahrhunderten sein müssten, und schließlich hatten sie die Patina, die man erwarten konnte. Nun weiß ich ebenso gut wie Du, lieber Freund und Kollege, daß gewisse freche Fälscher in Italien — um eine solche Patina zu erzielen — die Münzen

Gänse und Truthähnen zu fressen geben, in deren Innern sie eine Art Patina erhalten. Doch diese verrät dem Kenner rasch genug ihren animalischen Ursprung — die echten Münzen erhalten ihre Patina durch die Berührung mit Menschenhaut! Genug! — die Münzen des Marquis erschienen, auch aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, echt, und ich kaufte, ohne zu zögern, die ganze Kollektion für eine Summe von neuntausend Gulden. Ich sah mich schon als Besitzer eines Gewinns von mindestens dreitausend Gulden und eilte ungesäumt in das Hotel Continental.

Da wurde mir die erste schmerzliche Überraschung. Der Generaldirektor aus Stockholm war abgereist (ich hatte mich vorher vergewissert, daß er wirklich in dem Hotel wohnte und noch zirka einen Monat dableiben sollte); doch diese Überraschung war ein Nichts gegen das, was mich in den folgenden Tagen erwartete. Um Dich nicht zu ermüden, will ich Dir gleich sagen, worin diese Überraschungen bestanden: der Generaldirektor und der Marquis haben sich als zwei ungewöhnlich geschickte Fälschmünzer entpuppt, die sich auf antike Münzen anstatt auf moderne Banknoten verlegt haben. Die Prägung der Münzen ist tadellos, das Gewicht stimmt, und sogar die Legierung ist richtig. Aber es würde ihnen vielleicht doch schwer geworden sein, Opfer zu finden, wenn sie sich nicht zwei raffinierte Triicks ausgedacht hätten, um ihren Nachfertigungen das abgegriffene Aussehen und die Patina zu verleihen, die auch mich täuschte. Um das erstere zu erzielen, bedienten sie sich eines kleinen, mit Eisenheipänen und Fett gefüllten Fäschchens. In dieses wurden die Erzeugnisse ihres Münzamtes gelegt, und durch die Erschütterungen des Fäschchens auf ihren ständigen Reisen nahmen die Münzen gar bald ein vielhundertjähriges, abgegriffenes Aussehen an. Aber damit das Tüpfelchen über dem i nicht fehlte, hatten sie noch einen letzten Kniff in der Reserve. Die armen Bauern in Italien haben, wie Du weißt, ihre Füße mit Stoffstreifen umwickelt, die sie, von dem Augenblick an, in dem sie sie anlegen, nicht wechseln, bis sie ihnen von den Beinen fallen. Für einige Soldi Trinkgeld ließen sie sich gerne von dem Generaldirektor und dem Marquis bewegen, so viele Münzen, als sie nur wollten, unmittelbar auf der Haut zu tragen...

Hierdurch befahlen die Münzen jene „menschliche“ Patina, die den gewöhnlichen Fälschungen fehlt, und damit waren sie reif, gutgläubigen Menschen, wie ich einer bin, als Savonarola-fudi verkauft zu werden!

Lieber Freund und Kollege, ich hoffe von ganzem Herzen, daß Deine Anfrage wegen der Savonarola-fudi nicht etwa im Zusammenhang damit steht, daß die zwei Betrüger aus Paris geflüchtet sind und sich, wie es heißt, nach Belgien und Holland gewendet haben! Dies wünscht Dein vom Unglück heimgesuchter Freund und Kollege
Louis Schramed.

P.S. Mein Trost ist, daß ich im Unglück nicht allein bin. Zwölf andere Antiquitätenhändler in Paris trauern mit mir. Möge dieser Brief noch rechtzeitig kommen, um Dir zur Warnung dienen zu können!

Dr. Zimmertür ließ den Brief sinken. Sein Patient sah, das geleerte Kognakglas in der Hand, vor sich hin. „Zur Warnung!“ sagte er mit tränenerstickter Stimme. „Als ob ich eine Warnung aus Paris gebraucht hätte! Als ob mein Traum mich nicht genügend gewarnt hätte! Hätte ich mich nur an das Traumbuch gehalten! Da steht: in einem Buche lesen — Warnung vor bevorstehendem Unglück; jemand führt Böses gegen dich im Silde! Und mir träumte Nacht für Nacht, daß ich in einem Buch las. Aber anstatt dem Traumbuch zu folgen, gehe ich zu Ihnen, und Sie stellen unverhüllte Behauptungen auf und nehmen mir dafür dreißig Gulden ab! Ich könnte darauf schwören — er stellte das Kognakglas mit einem Krach hin —, ich könnte darauf schwören, daß Sie es ebensogut gewußt haben wie das Traumbuch. Was sollte diese ganze Wissenschaft

sonst für einen Sinn haben! Sie wußten es! Aber anstatt es zu sagen, lassen Sie die Diebe —“

„Hören Sie mal!“ sagte der Doktor scharf. „Ich glaubte, Sie wären kuriert! Oder soll ich Sie noch einmal in Behandlung nehmen?“

Herrn Heuwelins Mut verebbte rasch. Aber er wagte noch eine letzte flagende Frage:

„Warum haben Sie mir nicht gesagt, was es bedeutet? Sie wußten es doch! Warum schwächen Sie von all dem anderen?“

„Herr Heuwelin!“, sagte der Doktor und schob ihn sanft, aber bestimmt dem Ausgang zu, „ich habe Ihnen eine Diagnose gestellt, und ich zweifle keinen Augenblick, daß sie richtig ist. Aber ausnahmsweise einmal könnte ich beinahe mit Ihrem Traumbuch einig sein. Im Traum lasen Sie in einer Nationalökonomie, und Sie gaben selbst zu, daß Sie von diesem Gegenstande keine Ahnung haben. Hätten Sie Ihren Traum gehörkt und das Thema ein wenig studiert, so wären Sie vielleicht zu der Erkenntnis gekommen, daß, solange gewisse Menschen eine Sache hoch bezahlen, andere Menschen dafür Sorge tragen werden, daß sie vorhanden ist, und daß es Leute geben kann, die frech genug sind, selbst sowohl für Angebot als auch für Nachfrage zu sorgen! Leben Sie wohl, Herr Heuwelin!“

Der Mord in der Keizergracht.

1.

Der Gast an dem Eckstüchchen war ungefähr dreißig Jahre alt. Er hatte ein frisches, rötlches Gesicht mit blonden, beinahe unsichtbaren Augenbrauen über graublauen, abwesenden Augen. Sein Haar war an den Schläfen bedenklich dünn, aber sorgsam geordnet und zeigte Spuren entzückender Geduld. Er begann mit einer rundlichen, weißen Hand über die Tischplatte zu tasten. Der Kellner eilte herbei und reichte ihm seinen Zwider.

„Danke, danke, woher wußten Sie —“

„Der Herr werden es sicherlich nicht bemerkt haben, aber ich bin selbst kurzsichtig.“

Der Gast sah erstaunt auf:

„Ja wahrhaftig, Sie tragen ja auch einen Zwider. Ich glaubte, das wäre in Ihrem Beruf verboten!“

Der Kellner war ein älterer Mann mit dem Körper eines Ringers und einem Stierhals, der ganz unmotiviert ein frommes, glattrasiertes Pastorenengesicht trug. Er legte das Gesicht in Konversationsfalten und erwiderte:

„Nein, es gibt nicht viele Direktoren, die einen Mann, der schlecht sieht, anstellen würden! Wissen Sie, sie sind besorgt für den Rangunterschied, jawohl. Sie denken, der Kellner hat einen Grad wie der Gast, und wenn nun der Kellner auch noch Augengläser trägt, wo bleibt dann der Respekt? Nein, ich glaube, ich habe in meinem ganzen Leben keine drei Kollegen mit Augengläsern getroffen. Aber Heer Beeldemaker meint, in einer Bodega macht das weniger.“

Auch der Gast schien zur Konversation aufgelegt.

„Sie sind schon lange kurzsichtig?“ erkundigte er sich.

„Seit meiner Kindheit! Neun Dioptrien.“

„Neun Dioptrien! Sie müssen ja ohne Augengläser direkt blind sein.“

„Bin ich auch. Blind wie eine Eule!“

Der Kellner nahm den Zwider ab und blinzelte hilflos mit zwei schwarzen Augen.

„Neun Dioptrien“, sagte der Gast und nickte teilnehmend. „Ich habe sieben, und das langt. Ich erinnere mich noch, wie ich einmal in Paris —“

Er begann eine ausführliche Darstellung dessen, was ihm da passiert war. Es ging daraus hervor, daß er in Paris wohnte, obwohl er Holländer war. Aber so jetzt im Frühling liebte er Amsterdam. Das violette Abendlicht über den grünen Kanälen, die Dämmerung zwischen den hohen Giebelhäusern — er war viel gereist, er war Lebenskünstler, aber etwas Erleseneres hatte er nie gesehen.

(Fortsetzung folgt.)